

Offener Schreibbrief von
Lizzie Hanstengel.

20. 21.



Ich hen's Jhne zuerst gar nit ver-
sehe gewollt, awer es sin ja em-
bau schon e paar Woche vorbei un
wacht's nit mehr so viel aus. Am
liebste wär mich's awer, wann Se
die Storie gar nit in den Pöcher
rinke, awer ich geb auch nids drum,
wann Se duhn. Also Morgens mit
die erste Mehl hot mich der Letz-
terier en Brief gebracht, wo von mir
Hosband war. Well, hen ich gebernt,
was werd dann das alte Kameel schon
widder wolle. Ich hen schon gefiehl,
als wann ich en in das Wehthäsel
werfe sollt, awer dann hen ich doch
gedenkt, o well, lese kann ich ja doch
emel, was er will. Ich hen den En-
kellos uffgemacht un hen nor e paar
Leins drin gefunne. Er hot geschri-
we: Lieve Lizzie, ich sin fid un teiert
un hen für heim astart. Am Sonn-
tag Dvont sin ich heim un ich deht
gleiche, wann du mich an den Diepoh
miete beht. Bring auch die Kids mit
un mehbe du kannst den Wehseiler
Wort schide, doch er auch da is. Ich
deht auch gleiche, wann du e Sinen
Scheithee oder einiges Knabertit zu-
sammetriege künntst, für das je eins
fo: mich sinne beht, wann die Trehn
tomme duht. Es qudt ennideh besser;
der Dureht hot doch auch so e große
Nieserpfen kriegt. Nach alles aut,
womit ich verbeide, dein liever Phi-
lipp. Wie ich das gelese hen, do hen
ich awider e Hoffel an mich kriegt. So
schnell hen ich ihn ja noch gar nit er-
siedet. Es war schon Samstag un
ich hen also alles in die größte Hurrie
fide müsse. Ich sin reitweg zu den
Wehseiler gange un hen die Kubs
zu den gedroht. Der war ganz er-
schiet für lauter Vergnüge un hot ge-
sagt, es deht e Sinen Sasseithee Lei-
zu miete un die tennt er leha sinne
mache. Off Rehts deht se nit so arig
schön sinne, awer was deht's aus-
mache. In se e Diepoh do deht so
viel Wehthäsel blohe un so viel Wehthä-
zinge, doch mer doch nids hore deht un
ennidau künnte se e latte Neus mache.
Well also der Rahrt war gefiehl ge-
wise. Dann hen ich Kainersche geort-
vert un hen e Sein mache losse, wo
bruff gefunne hot: „Home schowet
home“ un e aneres, wo gesagt hot:
„Wellkommen“; jelle Seins sollte an
Tapp von die Frontoobr angedacht
wer'n. Der Wehseiler, wo immer
orig gute Gidies hot, sagt, er deht treie,
e toppel Dohnd Jungfraue zusamne
zu kriegt. Er wüht, das fell en har-
ter Schapp wär, awer es deht zu gut
ende, wann so viele schöne junge
Merbercher in freischdoh! ne Dreesen
an den Diepoh stehn be. un jedes
Watt e Buche in die Han. Ich hen
mich arig freit, das der h. besidert
so viel gute Wille achabt hot. Ich hen
dann noch die Lebtie Preffendont von
meine Labbich Wort geschid un hen
se wiisse lesse, das mein Hosband tom-
me deht un hen gekrat, so sie nit e
paar Jungfraue wüht, wo mitmache
wolle, bitahs mein Hosband deht das
so arig gleiche. Dann hen ich gekrat
zu Lade, Guttnes, was hen ich für en
Stoff gebode! Mei Haus hot agudt
wie en reppel Wehthäsel. Awir
wiisse Se, ich hen doch e große Kraut
edspette gemüht un mer derf bei so e
Odehchen nit fische sein, das qudt
nit gut, un biesids das hen ich auch
selbst arig froh drinner affiehl, das
der alte Mann geht ennidh widder
reht komme is. Ich hen die ganze
Samtag bis in die Nacht geschid;
das ganze Haus hen ich gekient, die
Kubrs geschdopt un kleine Korlens
uffgehagt, der Philipp sollt nit gleich
anfange zu lide, das ich e Schapp
wär. Das Haus is so llen geise,
wie e Pinn. Dann hen ich auch die
Kids geschdopt, die hen arig geniet
un hen auch ihre Sühlder sauer ge-
mocht. Well wie ich jellen Dvont ins
Bett sin gange, do hen ich so ausge-
wehre gefiehl, als hätt ich drei Woche
lang an e Paundchiden for en Brä-
dlang geschid. Alle Glibdercher hen
mich gekiebt un mei Lehts, die ware
arab, als wann se zum Dreesen von
Korn gefiehl worde wäre. So en Vater
macht mer sich für so en einfeltige
Mann, wo mehbe den Truvel noch
nit emol erprieche deht. In ich
benn no Zeim hen ich geschloht un
es is schon acht Uhr gewese, wie ich
uffgewacht sin. Ich hen immer noch
teiert gefiehl un do hen ich gebernt,
es is ja ennideh Sonndag heit, do
besser nimmt noch e kleine Napp.
Well, es is eif Uhr gewese, wie ich aus
das Bett sin. Do könne Se sich hente,
was ich do hen hofte müsse for das

Dinner reitig zu kriegt. Well, ich
hen awer nit viel mit gekiebt. Die
Kids hen Rucke kriegt un Raffee, un
ich hen gar nit gefiehl for ebbs zu
esse, ich sin zu erschiet gewese. Am
Nachmittag do hen die Sinerich bei
den Wehseiler gemiet un hen e Kie-
hofsel abgehalte. Ich hen e wenig zu-
gehört, o mei, was hen die so schön
gesunge, ich kann Jhne sage, ich hen
eine gemüht, das mei ganzes Hehs
damp geworde is. Der Wehseiler
hot e ordentlich Bier zu drinte gewese,
off Kohrs hot er das all zu mein Hos-
band geschid. Die Jungfraue
hen auch bei den Wehseiler gemiet;
awer mit die größte Müh hot der
Wehseiler gar sinne ufftreit ge-
kient un eine von se hot lei kleines
Dress gehabt un do hen mer die aus-
getoht. Ich un die Kids mit hen das
ganze Haus bedereht, ich kann Jhne
sage es war e Piesch. Die ganze
Stiege war an die Fie, bitahs die
Kids hen's alle Zeit verzeht. Wie's
dunel is geworde, do sin mer nach
das Diepoh gemacht, bitahs der
Phil hot nit geschriwe, mit welche
Trehn er tomme deht. Mer hen bis
um zehn Uhr an das Diepoh gefunne
un die Sinerich die hen all en Duft
gehabt, bitahs for se in gute Zuhmer
a halte, hot der Wehseiler in einem
fort uffgeht. Die Lebties hen auch
gar gefiehl, die hen wann un dann
en Himmel genomme, wiisse Se, das duht
in die erste Lein aut teiert un dann
is er gut for die Kers un reitigt das
Blut. Das ganze Diepoh war voll
Mensche un ich hen so praut gefiehl.
Wie die Kuffs Dureht, wie se von
ihnen Hosband das schöne Bilduna in
Washington gebiet hot kriegt. Ich
hen mer nor noch for ein Trehn warie
müsse, der war um elf Uhr dah un
do hot er mit tomme müsse. Wie's bald
Uff war, do hen mer uns all biesent
uffgestell, ich in front, dann die
frischgewaschene Jungfraue un sinne
die Sinerich. Ich is die Trehn
tomme. Die Sinerich hen das schöne
Dress „Ich giese Dich“ gekrat un alle
Vassendens sin aus die Trehn tomme;
awer der Phil war nit dabei. Wie
mer uns all ganz suprestig angude un
wurnern, was denn do die Wäster
sein künnt, do kommt mein Johann
zu mich, qudt mich ganz vergniet an
un hallert: „Ephil Juhl“. Der Gau-
ner hot den Brief geschriwe un ich
hen mich blamirt gehabt wie alles. Mit
beste Riegheds

Juhns trulle
Lizzie Hanstengel (Geborene).

Der schüchternste Gorilla.

Von Karl Pröll.

Reigt mir den Knoch, den ein
Hund dem andern gönnt! Oder den
Beifall, der nicht die Kollegin der her-
vergerufenen Künstlerin schmert!
Dann will ich Euch das Geheimnis des
schüchternsten Gorilla verrathen.
Dieser Gorilla befindet sich weder
im Urwald noch im Menagerierkäfig.
Er bedient sich vielmehr der Kleider
aus Lagergeschäften und spaziert mit
rauschen Schritten durch unsere Strä-
ßen. Ein unschöner, fast brutaler
Kopf, der mit seinem zogen Gemüthe
im merkwürdigen Widerspruch stand,
lange Arme, von denen er nur Ge-
brauch beim Schreiben von Atten
machte, hatten Edmund Pfeifer zu
diesem Spottnamen verholten. Ihm
gegenüber hütelte man sich freilich,
dieses boshafte Scherzwort zu gebrau-
chen. Er hätte sich seiner starken Mus-
keln erinnern und diese gebrauch-
ten können. Dann war Edmund ein so
harmloser, bescheidener Mensch, daß
keiner ihn verletzen und nachträglich
innere Scham empfinden wollte. Doch
Schandenreue liebt unsterblich. Sog-
ten ihm die Freunde in das Gesicht:
„Lieber Ghl!“ so ergötzen sie sich dop-
pelt, wenn sie unter sich von dem
„schüchternsten Gorilla“ sprachen und
dardurch bezeugen durften, daß die Na-
tur den „guten Keel“ vernachlässigt ha-
be. Er selbst fühlte nicht den Wi-
derspruch zwischen seiner Erscheinung
und seiner überzarten Seele.

Eine weitere Eigenhumlichkeit Pfei-
fers bestand darin, daß er stets dem
Erfolge auszuweichen suchte. Er war
der Sohn eines berühmten Vaters, des-
sen technische Erfindungen von einem
reichen Gönner, der sich als sein Gön-
ner aufstellte, ausgemerkelt wurden.
Ain Wunder, daß im Hause des al-
ten Pfeifer, der sich nie auf eigene Füße
stellen konnte, Verdruß und Aerger
Stimmung glichen, daß dort Enttäus-
chungen zornig knirschten. Edmund
musste von Kindesbeinen an solche un-
schönen Eindrücke in sich aufnehmen und
wuchs heran in der Furcht, jemals be-
rühmt zu werden. Das zu vermeiden,
blieb sein einziges Sinnen und Trach-
ten, während der Vater hoffte, daß ihm
der Sohn ein glänzendes Genus-
sleben verschaffen würde. Entdeckte
er doch in dem Eingelen, dem die Mut-
ter nur das Leben aab, um ihres da-
für zu opfern, eine ungewöhnliche Tal-
entkraft, die jeden Verstoß leicht be-
seitigte. Nur meinte sein Erzeuger
und strenger Erzieher, daß der Junge
anschlägigen Kopf besitze und jeder
Energie ermangle, sich selbst die Behn
zu berechnen. Er vergaß, daß dieser
Fehler väterliches Erbteil sei, der
aus einem rastlosen Arbeitssehn nicht
aufgehoben wurde. Allein man sieht
die eigenen Gebrechen nur in anderen.
Es war deshalb ein Glück für das
schöne Wesen Edmunds, daß, bevor er
seine Studien vollendet, dem Vater die
schöne Erfindung gelang, aller Erben-
sorgen durch einen Herzschlag rasch

entkoben zu sein. Dieses Patent wollte
sein ausbeuter nicht anwiden. Der
Sohn benützte die früh erlangte Frei-
heit des Handelns, um für eine kleine
Beamteneinstellung zu kandidiren, die
jeder nicht seinem Wissen, oder seinem
Friedensbedürfnis entsprach. Nach dem
Amtskunten gab er sich dem Genuß
hin, die erworbene Bildung durch
Selbststudium zu mehren. Doch ver-
borg er seinen Schatz von Kenntnissen
wie ein Geiziger sein angehäuftes Geld.
Nüchternlich vermied Edmund, seinen
Bureaugeossen und seinen wenigen
Bekannten zu verrathen, daß er über
Dinge nachgedacht habe, von denen
diese kaum eine Ahnung hatten. Für
die einfachen Bedürfnisse, an die er,
der junge Hilfsbeamte gewöhnt, reichte
der knappe Dienstgehalt aus.

Seine wie immer geartete Beziehung
verband Pfeifer mit der hohen Weib-
lichkeit. Die, welche sich seiner inter-
essanten Nerventouille befleißigen,
hätte er nie kennen gelernt und die
harschenden Wesen, die hier und da
in seinen Gesichtskreis gelangten, mach-
ten auf ihn keinen Eindruck. Bei Be-
gegnungen mit dem anderen Ge-
schlechte wurde seine Bescheidenheit zur
billigen Befangenheit und Unerschid-
lichkeit. Die Tochter seiner Wirthin,
bei der er jahrelang wohnte, hatte
durch zahlreiche kleine Liebesdienste den
Unempfindlichen heranzugleichen gelernt,
aber nur erreicht, daß er ihr in höflich-
ster Weise auswich. Thea wurde in
dieser Zeit vergebliden Harrens aus
einem frischen ein halbverblühtes Mäd-
chen. Ihr Glückshunger nahm zu, sie
mehr die Hoffnung schwand, an den
Mann zu kommen.

Ein junger Telegraphenarbeiter, der
im Hinterhause ein kleines Stübchen
gemietet, näherte sich plötzlich der um
einige Jahre älteren Thea in der Vor-
aussetzung, sich durch ihre Hand Geld-
mittel zur Errichtung eines kleinen
Geschäfts zu verschaffen. Als Adolf
Klimm nach vorstichigem Ausbun-
den sich vergewissert hatte, daß
außer den guten Modellen nichts zu er-
gattern wäre, zog er sich ebenso rasch
zurück. Thea fühlte sich jetzt doppelt
unendlich und selbst Pfeifer fiel ihr
verändertes Wesen auf. In einem
Schmerzessanfall, dessen unsterblich-
ger Zeuge er geworden, verhielt sich
das alternde Mädchen, und Edmund,
dem Liebesfaden sonst fremd waren,
fühlte sich ergriffen. Dieses Mittel-
e und ein wenig Furcht, daß er selbst
der Schwäche verfallen könnte, der Ver-
einsamen einen Ertrag zu bieten, ließen
ihn auf irgend einen Ausweg finnen.

Pfeifer, in dem der Erbindertrieb
des Vaters so wirkte, wenn er auch
praktischen Nutzen daraus zu ziehen
versuchte, hatte sich, gleichsam zu
seiner Belustigung, mit verschiedenem
technischen Problemen beschäftigt. Da-
zu gehörte unter anderem eine Verbes-
serung bei der Nothation der unter-
irdischen Kabel. Diesen Gedanken fährte
er in einem sorgfältig beurtheilten,
von Zeichnungen und Kostenrechnungen
begleiteten Entwurfe, der halbverfassen
in seinem Schreibtisch lag. Er selbst
würde nie etwas für die Verwirkli-
chung und Verwerthung gethan haben,
un nicht in des Vaters Kuchapsien zu
gerathen. Jetzt padte ihn der Einfall,
er durch seine eifrige Arbeit nicht
dem jungen Streber die gewünschte
selbständige Existenz und damit Thea
eine Erfüllung ihrer Sehnsucht brin-
gen könnte. Er wies er eine derar-
tige Absicht zurück, weil ihm vor den
geachteten Unbequemlichkeiten banate.
Allein immer wieder quälte ihn sein
müthelndes Herz, auf diese Weise
Hilfe zu schaffen, und das stille Ge-
fühl, seine Gedanken verlebendigt zu
sehen. Das für und Gegen dieser Er-
wägungen wurde ihm allmählig so un-
erträglich, daß er endlich zu einem
Entschlusse gelangte.

An einem nebligen Herbstmorgen
verließ er früher als sonst sein Zim-
mer und wartete im Hausflur, bis
Kloß Klimm im Arbeitsrod diesen
passierte. Er sprach ihn an, begleitete
ihn ein Stück Weges und gelangte
nach höchst vorstichiger Einleitung zu
der Frage, ob er gern eine technische
Erfindung in seinem Zinelle machen
müßte?

Klimm schob sich die Mütze hinter
das Ohr und sagte verlegen: „Wie soll
ich? Mit den paar Handgriffen, die
ich gelernt, reiche ich für meine Tages-
arbeit. Ist sie zu Ende, so bin ich
totmüde. So, wenn man eine kleine
Schonachtswirtschaft in der Nähe von
Neubauten eröffnen könnte, in der daz-
hige Maurer und Steinträger Bier
und Schnaps holen, das wäre ein ab-
wechselndes und lukratives Geschäft, bei
dem etwas in der Tasche ließe.“

Verstehen Sie denn das Schan-
kenwese?“ fragte Pfeifer zu unterbre-
chen.

„Das ist kein Kunststück,“ meinte
Klimm. „Man kauft einen halben
Hektoliter Bier und ein paar Flaschen
Lilligen Brantwein ein und verlangt
im Einzelverkauf das Doppelte oder
Dreifache. Und den Schnaps kann
man nach verdünnen. Allein das Geld
für die Lokalimiete müßte man wenig-
stens vorräthig haben. Wollten Sie
mir das vielleicht beibringen?“

„Nein, ich will Besseres für Sie
thun,“ antwortete Pfeifer eifrig. „Ich
habe eine kleine Erfindung über No-
thation der Telegraphendrähte gemacht,
was also eigentlich in Ihr Fach schlägt.
Darauf können Sie ein Patent neh-
men und Geld damit gewinnen —
mehr als in einer Aneide.“ Pfeifer er-
zählte leicht, da er sein Geheimnis
preisgeben im Begriff war.

Klimm hand bell und maß den Bu-

reuhoder mit seinen grauen Augen,
die leicht zwinkerten: „Wird eine solche
Erfindung sein? Was verstehen Sie
von Nothationen? Und wenn die Sache
gut ist, warum nehmen Sie kein Pa-
tent?“ Er judte die Mäsel und wollte
weiter gehen, wie man ungeduldig
einer lästigen Müde entweich, die das
Ohr umsummt.

Pfeifer wurde jetzt so kühn, ihn am
Rocksaum festzuhalten. Er gebrauchte
eine Nothlage: „Die von meinem Va-
ter, der ein tüchtiger Techniker war,
erlommene Verbesserung ist brauchbar.
Ich bürgte dafür. Ich will kein Geld
dafür, sondern nur Ihnen und meiner
Witstochter Thea nügen. Sie könn-
en ja den Versuch machen, sich zu
überzeugen, daß die neue Art der No-
thation Anhang finden wird. Die paar
Mark für Erwerbung des Patents
schlehe ich Ihnen vor.“

Jetzt horchte Klimm aufmerksam zu.
„Wenn das Ganze etwas heißt, mer
wird glauben, daß ich, der einfache Ar-
beiter, darauf gekommen bin? Und
was soll die Thea dabei?“ Er firsste
Pfeifer scharf. „Ist die vielleicht auch
schon von Ihnen patentirt?“

Voll Unwillen wandte sich der ver-
tornnte Pfeifer ab. Doch überwand er
sich und sagte mit gedämpfter Stimme:
„Ich möchte die Aneide, die sich in Sie
narrisch verliebt hat, glückselig wissen.
Kann man nicht aus rein menschen-
freundlichen Gründen ein Geschenk
machen? Meine einzige Bedingung ist
auch nur, daß Sie nach Rohr und Zug,
wenn sich die Sache erprobt hat und
Ihnen auf eigenen Füßen zu stehen er-
laubt, Thea heirathen. Darauf müßten
Sie mir Ihr Wort geben.“

Klimm zögerte noch eine Weile, wäh-
rend Pfeifer erwartet hatte, daß er sich
eifrig dem Dande des Mannes werde
entziehen müssen, den er aus seinem
engen Kreise befreien wollte. In des
Arbeiters Brust kämpfte unterdeß das
Mißtrauen in der verschiedensten Ge-
stalt. Endlich stieß er rauh hervor:
„Kun, ich rüstrte nichts dabei, und
wenn es mit der Thea faul stehen
sollte, so gilt mein Wort nicht. Viel-
leicht ist alles nur eine narrische Ko-
medie. Aber kein Mensch läßt gern
das Glück vorbeiziehen, selbst wenn er
genzt zu werden besorgt. Ich heirathe
Thea, falls ich binnen Jahr und Tag
mein eigener Herr bin und das andere
auch in Ordnung ist. Ich könnte ein
schöneres und jüngerer Mädchen be-
kommen; doch nicht Arbeitsklage so
sein, ist noch besser. Wie soll ich die
Geschäfte anfangen?“

Pfeifer war innerlich erzürnt über
den Enthusiasmus der Geldgier, die seine
bescheidene Natur abspitzte. Er hätte
den frechen, trotz seiner nachlässigen
Haltung hübschen Burchen durhspü-
geln mögen, und seine langen Arme
hendelten unruhig herum. Nachmals
bezwang er sich:

„Kommen Sie heute Abend zu mir,
da sollen Sie die ganze Beschreibung
meines Verbesserungskorridors an-
schauen, nebst Plänen und was sonst
dazu gehört. Wie!“

Pfeifer eilte jetzt loszukommen und
bog in die nächste Quergasse ein. Er
lörte noch, wie der Arbeiter ein zrei-
deutiges Lied vor sich hin trällerte.

Frei Jahre hind seitdem verfloßen.
Pfeifer machte das ihm liebgewordene
Zimmer verlassen, da seine Wirthin
einem Herzschlag erlegen war. Sie
konnte kurz vorher die Hochzeit für
Klimm und Thea bereiten, der sich
Pfeifer durch eine kurze Urlaubsreise
entzog. Seine Verheirathung war er-
füllt worden. Die Verbesserung hatte
sich bewährt und war allgemein einge-
führt worden. Der geschäftsschlaue
Klimm, der einen reichen Mann zur
Ausnützung des Patents erworben,
war selbst auf dem Wege zum reichen
Mann, kümmerte sich jedoch um seinen
hübschen Wohlthäter nicht im Mindesten.

Eines Abends gab sich Pfeifer wie-
der dem lautenen Dronen seines Selbst-
studiums hin. Da meldete ihm die
neue Wirthin den Besuch von Frau
Thea Klimm an, die er gleichfalls seit
dem Tode der Mutter nicht gesehen.
Erfraunt blickte er die Eintretende an
und sah ein vergauntes, noch mehr ab-
geschliffenes Gesicht. Anzüglich horchte
er auf die Worte. Und nun vernahm
er den schmerzlichen Ertrag eines
schwerbedrückten Gemüthes, der zwi-
schen Thränen und Schluchzen er-
folgte. Der Kern der langen Klage
war, daß Thea von Klimm vernach-
lässigt und brutal behandelt wurde.
Sie bat schließlich Pfeifer, auf den
rohen Menschen einzumirken, der ihm
doch ehes verordnete.

Pfeifer schüttelte nehmlich den
Kopf und seufzte gepeht: „Da kann
ich leider nichts thun. So solchen Ver-
mittlungen lauge ich absolut nichts.
Ich bedarf der Einsamkeit und Ruhe.
Nicht ist die Erfindung noch nicht ge-
macht, einen solchen Ehemann in
einen guten umzuwandeln. Und ich
will überhaupt nichts mehr erfinden.“

Gatshleiert.

Carnevals-Novelle von El Correl.

Sie wählten es Alle, daß es der
Sohn des Hauses war, der dort als
„Prinz Carneval“ die glänzende Polo-
naise anführte.

Alle Augen ruhten bewundernd auf
ihm dessen Anwesenheit dem Feste sei-
ner Eltern unerwartete Spannung
verlieh. Es hatten sich allerhand rei-
chliche Maskierten über den jungen
Mann entwickelt. Man meinte, der
reiche Vater von Haupten haben
wohl einen, seinen Sohn zu verdecken

und zu hüten — und die jungen Da-
men lernten von den Aelteren eine un-
ruhige Neugier, die sich auf den immer
aufstehenden Erben der gesellschaftlich
maßgebenden Familie bezog.

Welche Ueberraschung nun, als er
beate in den glänzenden Gesellschafts-
sälen des Bankiers ein Bild der strah-
lenden Schönheit und Ritterlichkeit
sah und mit feurig sprühenden Au-
gen all die Geladenen grüßte.

Als ein kleines, ältliches Dämchen
an ihm vorbei desilte und mit diesem
eindeutigen schleierte Türkin, die ihm
die Hand zum Kusse verweigerte, lag
ein seltsamer Ausdruck der Bestem-
mung über sein Antlitz.

Doch das Dämchen trat bald nebst
der spröden Türkin wieder zu ihm.

„Herr Ludwig,“ wisperte sie vertrau-
lich, „wie schön schauen Sie aber aus!
Wie schade, daß Mona Sie nicht sehen
kann; aber sie ist heute zu Friesen's
auf den Ball gegangen. Wie sie Ihnen
wohl schon schrieb, war sie dort eher
eingeladen als hier und konnte sie sich
bert nicht freimachen, obwohl sie es
gern gethan hätte und Ihnen wohl
auch versprochen.“ — Ich habe nun statt
ihrer meine andere Entfesseln mitgebracht
und Mona bittet Sie, ihrer Cousine,
die hier noch fremd ist, ein wenig Mit-
terdienste zu erweisen!“

Herr Ludwig hatte das Dämchen
mit einem sehr respektvollen Jörn
im Bild angesehen. Bei jedem Worte
der rebellischen Großmutter schien seine
Wuth zu wachsen, und seine Stimme
war ganz heiser, als er antwortete:
„Wollen Frau Baronin allmählig Fräu-
lein Mona meine nachträglichen Wün-
sche zu gutem Annehmen bei Friesen's
überbringen!“

Strand's und wandte sich ab, ohne
die Türkin eines ritterlichen Wortes zu
würdigen.

Bald darauf führte er die Polonaise
an und eröffnete den ersten Walzer
mit einer turbulenten, brillanten-
stehenden Figur, die eine ältere Freun-
din des Hauses sein mußte. Für die
folgenden Tänze erwählte er dann
schönere Gesellen, so daß seine eigene
glänzende Erscheinung nicht aufhörte,
die bunte Masse der Gäste zu durch-
schwirren. Allein seine Heiterkeit war
eine erzwungene, und so benutzte er
auch die erste Pause, um aus dem Trub-
el heraus in ein stilles Kabinett zu
flüchten, woselbst bereits einige ältere
Herren erbeuteten Wiffelbelustigungen
die Ehre antbaten.

Der Sohn des Hauses setzte sich zu
ihnen und nahm ein Glas Champagne
er. Er lächelte kühl und überlegen,
als man ihm Höflichkeiten erwies und
die Hoffnung aussprach, ihn für den
Rest der Saison in der Stadt zu be-
halten. Man befragte ihn auch mit
diskretion Anstände nach seinen Stu-
dien und Zukunftsplänen, und Herr
Ludwig erzählte ihnen Dinge, die er
höher selbst nicht gewußt hatte. Er
überraschte sich dabei mit der Mädel,
einmal den Dvont zu treuen und ver-
schleierte sich und die Anderen mit aben-
teuerlichen Fortschritten.

Europa schien ihm zu eng zu sein
und — seine Perücke zu warm zu
werden. Er machte Bemerkungen der
Kulturmedialität und — streifte Krone
und Kodenpracht ab. Und er ließ auch
zier und Würdegeheim achlos liegen,
als ihn wieder die ersten Geigenklänge
zurück in den Tanzsaal riefen.

Er erregte eine reise Schöne...
die jungen Damen aber warfen durch
ihre Maskenwunderschöne bestimmierte
Wilde auf sein kurzgeschorenes Knaus-
haar. Und dann gingen sie auf die
Suche nach der „Vodenpracht“.

Es währte denn auch nicht lange, da
winkte einer der freundlichen Gour-
mands aus dem traulichen Kabinett
Herrn Ludwig herbei und zeigte ihm,
wie hinter einer Palmengruppe ein
halbes Duzend anmuthiger Masken
die prinzipale Perücke rupften und un-
ter schwarzemäthelchen Worten ein Anden-
ken an ihn, der hier sechs Herzen ge-
nannnen zu haben schien, erbeuteten.

Ludwig lächelte, wie Jemand, der
bereits gewöhnt ist, und schon
wollte er sich wieder gelanawelt zurück-
ziehen, als sein Auge auf die kleine
Türkin fiel, die — von fühlbarer Ein-
samkeit umponnen — soeben das Ka-
binett betrat.

Ihre Haltung erinnerte ihn plöglich
an Mona, die ferngeblieben; an sie,
wegen deren er eigentlich hergetommen
und die ihm mit ihrem Fernbleiben den
empfindlichen Schlag verlegt hatte,
den sein übermüthiges, unbezähmba-
res, hegenobnutes Herz je erlitten...
Die kleine Türkin hatte die nämliche
edle Haltung wie Mona. Jetzt theilte
sie etwas der schweben Schleiern, und
für einen Moment zeigte sich die zur
Schulter hinauf ein mit Schlangen ver-
schleierte gezierter weißer Arm.

Wenn sie ebenso schön wäre wie
Mona!

Es wurde ihm plötzlich siedend heiß.
Nachschuß flog in ihm auf. Warum
ih die Treue halten, die das launische
Gesicht offenbar nicht verdiente.

Sich der Türkin nähernd, bat er
um den nächsten Rundtanz. Sie
neigte zusehend das verschleierte
Mädelchen und legte die kleine, blühen-
weiße Hand auf seinen Arm. Dabei
wand wieder ihr Arm sichtbar, und
Ludwig ließ sich zu einer Auehörung
der Bewunderung hinreihen.

Das Baronchden aber schien sehr
schüchtern zu sein. Sie antwortete
nicht. Auch während des Tanzens
blieb sie stumm und ließ sich von ihm
erzählen, daß er ihre Großmutter und
ihre Cousine Mona in Berlin kennen
gelernt habe. Und nun habe er das
Wüth, auch sie kennen zu lernen. Sie

müsse ihm aber nachher auch einen
Blick in ihr Angeficht gönnen.
„Oder soll ich bis zur allgemeinen
Demasfierung warten?“

Seine Antwort! Aber er fühlte,
wie das Baronchden zitterte.

„Wie ich Ihnen Schleiern verwin-
schel!“ raunte er ihr schmachend zu.
Da kam Etnas unter dem Schleiern
herbor, das ihn zusammenfahren
ließ —

„Sie — lieben Mona... Nicht
wahr?“
„Hat sie Ihnen das gesagt?“ fragte
er mit künftlichem Lachen.

„Ja!“
„Ihm war's, als verdoppelte sich der
Lärm in den reichthumstrogenen Sä-
len. Das Kreischen der Pierrots
mischte sich in die Klänge der Musik,
und lautes Lachen faum aus allen
Winkeln.“

Endlich setzte sich Ludwig an die
Seite der jungen Türkin. Sein Kopf
schliefte. Seine Wuth auf Mona hatte
keine Grenzen mehr. Sie hatte mit
seiner Liebe geprahlt, mit seiner Liebe,
die sie schmählich getränkt.

Aber er wollte sich rächen! Koste
es, was es wolle.

„Geben Sie mir ein Zeichen Ihrer
Huld, Baronchden!“ begann er ein-
brunlich. „Sie sind sanfter und lieb-
licher als Mona, das fühle ich!“
„Ach — liebe Mona nicht! Sie hat sich
in ihrem eilen Hochmuth geirrt!“
Entfernen Sie den Schleiern für einen
Moment... seien Sie nicht so
grauam!“

Da zeigte sie ihm einen Moment
ihre schönes, stolzes Gesicht —

Und entsetzt fuhr Ludwig von
Hauptenberg empor — „Mona!“

„Wir holen uns Nichts mehr zu sa-
gen!“ versetzte sie mit der Konsequenz
und dem unbegabenen Selbstgeföhl
ihrer hohen achtzehn Jahre. „Ich
habe Sie erkannt! Ihre Wäste ist
gefallen!“

„Mona!“

Es war eine strenge Mahnung —
und das Gesicht des jungen Mannes
wechselte drehend die Farbe.

„Ihr Scherz soll hoffentlich nicht
verhängnißvoll für uns werden,“ sagte
er, mit offenkundiger Selbstüberwindung
eintretend. „Ihr Mißtrauen macht
weht, was ich vielleicht in meinem Jörn
verculdet habe! Ihr angebliches
Fernbleiben war eine zu tiefe Belei-
digung für mich!... Wie kommen
Sie nur darauf, mich derartig auf die
Probe zu stellen?“

Mona schwieg.

Der Klang der gestiegenen Stimme
entwaffnete sie; der Vorwurf ihres
Mißtrauens aber bestärkte sie. Da-
reken jedoch blieb der Stachel, den sein
Verhalten gegen „die Türkin“ in ihr
Serg gerannt.

Eine Huth von Anklagen und
Thränen brach über sie los. Ihr Miß-
trauen sei nur ein gerechtfertigtes, er
habe es ja selbst bewiesen.

Er ließ sie toben.

Verstohlen schaute er rechts und
links, ob auch Niemand lauschte, und
auf sein hübsches Gesicht lehrte der
Ausdruck der Selbstgeföhllichkeit zurück.
Die Situation bewies ja nur den
Grad des Interesses, den sie an ihm
nahm — sie, das schöne und stolze
Mädchen, das er je gesehen und je ge-
liebt.

„Womit soll ich büßen?“ war dann
seine ganze Erwiderung. „Genügt es,
wenn ich Beiden — meiner Mona und
„der sanften Türkin“, ewige Treue ge-
lobe?“

„Ich glaube Ihnen nichts mehr!“
versetzte sie bitter.

Gerade kam der Hausherr heran.
Er war ein geschmackvoller Römer, die
weiche Toga um die Schultern.
„Nun, mein Prinz?“ fragte er
freundlich und neugierig. „Es ist so-
gleich zwölf Uhr! Wen führt Du zu
Tische?“

Die Türkin wollte entweichen —
Ludwig aber war zum zweiten Male
hurtig, hielt sie zurück und ent-
schleierte sie.

„Diese Dame führe ich zu Tische,
Vater!“

„Ah — Baronchden Mona!“ lächelte
der Römer referiert. Das schöne Ge-
sicht hatte seine Beziehung zu irgend
einem Bandepot der Welt.

„Seine — Schwiegervater, Vater!“
ergänzte Ludwig tet und zag das er-
stodene Mädchen an sich.

Weder der Hausherr noch Mona
konnten es hindern, daß Ludwig seinen
Kopf durchschleifte und seine Verlobung
der verarmelten Gesellschaft kund
that.

Die anwesenden Damen schauten
einander indignant an... Das Ge-
richt stimmte doch: der Sohn des
Hauses taugt nicht viel! Der sah über
alle die glänzenden Beziehungen seiner
Eltern hinweg und warf sich an jene
hochmüthige Bettelprinzessin fort.

Sechs Perückenlöcher verloren ih-
ren Zauber.

Prinz Carneval aber sagte lachend
zu seiner Braut und hob das Glas
dabei: „Es lebe das Souveränitäts-
recht des Prinzen Carneval, der sich
doppelt verliebt und ungestraft um die
Türkin freit!“

Am Osten agitiert man für Einfüh-
rung der Brügelstrafe für Männer, die
ihre Frauen prügeln. Wie sollen aber
die Männer bestraft werden, die sich
von ihren Frauen prügeln lassen?

Mit dem Anlauf submariner Boot-
e sind wir eigentlich hinter der Zeit zu-
rück. Spanien hat schon seit 1898
Schiffe unter Wasser.